

# Unter egyptischer Sonne.

Roman aus der Gegenwart von Katharina Zittelmann.

(22. Fortsetzung u. d. Schl.)

„Nein, dann soll ein neues Leben, ein neues Glück Ihnen erblühen, ein neues Glück, tiefen Stimmes ein. Wenn es Ihnen ein Trost sein kann in diesem großen Leid, daß ein Herz auf Erden ist, das einzig Ihnen schlägt und das seines Lebens Krone in Ihnen sieht, sein höchstes Glück von Ihnen erwartet, so wissen Sie es jetzt. Ich will keine Antwort heute, will nicht in so trauriger Zeit um die Liebe werden, die ich ersehne. Das bleibe der Zukunft vorbehalten. Erlauben Sie mir nur, daß ich wieder komme, Ihnen beistehen darf, so viel es in meiner Macht steht.“

Sie hatte sich gegen die Wand gelehnt, als verlagten ihr die Kräfte. Aber ihre Augen, in denen noch die Thränen glänzten, befestigten sich mit einem Blick auf ihn, der jene Minuten auf der Pyramide ihm erneute. Es lag eine Weile in diesem Blick, ein Staunen über das Wunderbare, das hier geschah, und eine seltene, ehrfurchtvolle Unterwerfung darunter, ein seltsames Verständnis, das in die tiefsten Tiefen drang, und ein Herz, das so reich und gut war, wie ein göttlicher Gedanke. Es bedurfte keines Wortes von ihren Lippen für Harald. Alle Zweifel, alles Bangen um ihre Gesundheit verflüchtete sich vor ihm. Seine Leidenschaft trieb ihn, das geliebte Mädchen an seine Brust zu ziehen, ihr Wangen und Mund zu küssen; allein er beherrschte sich. Und als sie ihm nun still die Hand reichte, verstand er, daß er gehen sollte, preßte seine Lippen darauf und verließ sie.

„Wäre er jetzt in der Wüste gewesen, statt in der volkreichen Stadt! Oder hätte er da oben gestanden auf der Spitze der Pyramide, um sein Glück hinauszuwachen zu können in alle Winde. Es wollte ihm ja die Brust zerprengen! Unmöglich, sich jetzt im Hotel an die Gaststube zu setzen! Durch ein paar schon dunkle Straßen führte er dem nahen Strand zu. Und als er am Wasser stand, in dem die Lichter von Bulet erglänzten, da stieß er ein paar jauchzende Laute aus, die über den leise rauschenden Fluß hinüberklangen und mit den Wellen hinabzogen zum Meer — in die Unendlichkeit. Ihm war, als habe er mit tiefen Jubelstößen seine Brust vom Uebermaß der Gefühle befreit, vom Uebermaß des Glückes, und als ob dieses, sich mit den Lüften vermischend, alle Seufzer und Thränen fortzuwehen vermöge von der leblosen Erde.“

Dann wanderte er, Speise und Trank verweigend, stundenlang unter dem Sternengelt dahin, durch schweigende Straßen, über volkreiche Plätze, durch stille Alleen; — er wußte nicht, wo er sich befand, und fragte auch nicht darnach. Die stummen, unheimlichen Gestalten, die ihm auf einsamen Wegen begegneten, erschreckten ihn nicht. War er denn nicht gefeiert gegen alle Unmache, ein Beobachter des Schicksals? Stand er nicht wieder auf der Pyramide, dem Gipfel seines Lebens, hoch erhaben über alles Irdische, allein in unendlichen Raum mit dem Wunderbaren, das ihm geschehen war?

Harald hatte über seiner eigenen Feinsinnigkeit sich hinweggesetzt. Nach den Erlaubnissen, die Doktor Fischer eingehend, genügte zu einer Trauung vor dem egyptischen Standesamt die Bescheinigung der Konsulate, daß die Brautleute nicht schon anderweitig verheiratet seien, während das deutsche Konsulat eine schriftliche Einwilligung des Vaters forderte. Da indes Mary in diesen Tagen mündig ward, hoffte Harald, diese umgehen zu können. Für alle Fälle fand er indes gerathen, Mr. Salinas mitleidig zu stimmen und einen Bruch zu vermeiden. So benutzte er den Morgen zu einer Ausfahrt nach Gizeh, um nicht nur mit Mutter und Tochter Rücksprache zu nehmen, sondern auch die Familie zu einem Ausfluge nach Heliopolis am Nachmittag einzuladen. Die beiden Braun wollten sich ebenfalls dort einfinden, und Harald hoffte, nicht nur dem Vielespaar Gelegenheit zu ungehöriger Aussprache zu geben, sondern auch Mr. Salinas zu überzeugen, daß sein Widerspruch die Heirat seiner Tochter mit Braun nicht mehr verhindern könne und es daher klug sein würde, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

„Ich habe Ihnen vorgearbeitet,“ sagte Mrs. Salinas zu Harald, den sie allein empfing. „Nachdem mir Mary rath heraus erklärt hat, daß sie eine Trennung von Braun nicht zu überleben entschlossen sei, habe ich meinem Manne klar zu machen versucht, daß es das Vernünftigste sei, nachzugeben. Er verschanzte sich hinter seinen Schurz; ich hab' indes sein Ehrenwort in's Feld geführt. Er behauptet, der Schurz an die Jungfrau gehe jenem vor, während ich ihm zu beweisen suche, daß sein Gewissen beruhigt sein könne, wenn er Sie handeln ließe, wie Sie wollen.“

„So weiß er jetzt, was ich vor-

habe?“ fragte Harald lachend. „Da ist es wohl besser, ihm nicht unter die Augen zu treten?“

„Sie können es meinem Manne nicht verdenken, daß er ein wenig erzürnt ist,“ entgegnete Mrs. Salinas. „Er wollte erst an Ihre List gar nicht glauben.“

„Und ich dachte, er hätte mich schon damals durchschaut, als ich meine Forderung stellte.“

„Allerdings war ihm ein Augenblick der Verdacht aufgefallen, daß Sie ihm eine Schlinge legen wollten, er ließ ihn indes fallen, weil er Ihnen eine so völlige Uneigennützigkeit nicht zutraute. Jetzt ist er auf dem besten Wege, Sie sehr zu bewundern.“

„Weil ich ihn angeführt habe,“ dachte Harald bei sich. „Auch Kampffinit's Baumeisterjohn erreichte sein Wohlgefallen.“

„Nun,“ meinte er laut, „so gebe ich die Hoffnung nicht auf, Ihren Herrn Gemahl zu verführen. Wollen Sie versuchen, ihn heute zum Mittagessen zu bewegen? Wenn Alles gut geht, feiern wir unter dem Marienbaum Verlobung. Die heilige Sotomora, unter der die Jungfrau auf der Flucht getarnt, hat gewiß die Nacht, unheimliche Schwüre zu lösen.“

Frau Salinas versprach, ihren Einfluß geltend zu machen. Und wirklich! Nach dem Lunch fuhr der Wagen der Salinas, in dem Eltern und Tochter saßen, vor dem Hotel du Nil vor, um Harald abzuholen. Mit einer stummen Bitte um Vergebung brückte dieser die Hand des Amerikaners und verschleierte allmählich den finsternen Ernst von dessen Antlitz durch die fröhliche Laune, mit der er die Anwesenheit des Gefährten unterließ. Miß Mary nannte er „sein Fräulein Tochter“, rühmte sich muthwillig seiner Rechte über sie und verlangte unbedingten Gehorsam, den sie lächelnd versprach.

Quer durch die Stadt, dem Norden derselben zuführend, gelangten sie in ein Stadtviertel, das sie bisher noch nicht kennen gelernt hatten, die Abfahne, die dem Ahebidon Abbas I. ihre Entstehung verdankt. An freundlichen Landhäusern vorbei, von deren Balconen überall die blaurothe Bouganvillia inippiger Fülle herabhing, die getünchten Wände mit heitiger Farbenpracht schmückend, ging es über die Ebene hin, die zweimal der Schuplay blutiger Schlachten gewesen. Hier hatten 1517 die Türken Egypten besiegelt und unter ihrer Herrschaft gebaut und 1800 hatte ein nur 10,000 Mann starkes französisches Heer unter General Kleber 60,000 Orientalen geschlagen. Auf einer staubigen Wüstenstraße erreichte man das Dorf Matarine und den Garten mit dem Sotomorenbaum, den die Legende mit ihrem Zauber umspinnet. Herr Salinas schaute mit gefalteten Händen auf den zerpaltenen, zerstückelten Stamm und das breite, dicke Wälderblatt, das der heilige Baum über den Platz ausbreitet, wo die Madonna mit dem Kinde einspinnet. Ein eisernes Gitter schüßte die ganze Stätte und den ehrwürdigen Baum vor vollstündiger Plünderung durch die Fremden. Denn fast Niemand kommt hierher, ohne ein Knielein oder ein Blatt als Andenken zu begehren. Auch Harald pflichtete von einem überhängenden Ast, der seiner Länge erreichbar war, ein paar grüne Reiser und bot sie dem frommen Spanier, der die Gabe zu schätzen mußte. Daß dieser Baum erst 1672 an der Stelle eines abgestorbenen gepflanzt worden, der auch wohl bereits verschiedene Vorgänger gehabt hatte, hüthe sich Sperber wohl, Mr. Salinas zu verrathen, dessen anhängliche Stimmung er zu erhalten wünschte. Denn inzwischen war, von Jenem unbemerkt, der Wagen mit den beiden Braun vorgefahren, und einige Minuten später tauchten Mary und Jürgen Hand in Hand am Eingang des Gartens auf. Harald ging ihnen entgegen und rief den Professor, der sich noch im Hinterhalte hielt, heran. Dann führte er Mary ihrem Vater zu.

„Meine Rechte auf Ihre Tochter, Mr. Salinas, trete ich an Doktor Braun hier ab,“ sprach er ernst. „Ich habe Ihnen versprochen, Ihr Kind so glücklich zu machen, wie es in meinen Kräften steht. Hier gebe ich ihr das ersehnte Glück. Sie wollten sich mir für Miß Mary's Rettung erkenntlich beweisen. Nun, der Lohn, den ich fordere, ist der, daß Sie nicht länger zürnen, sondern die Madonna an dieser Stelle um ihren Segen bitten. Genuß wird die Liebreiche Ihnen und mit dergehen, des Glückes wegen, das wir stiften.“

Tobeschweigen herrschte. Salinas' Lippen zuckten. Seine Frau trat zu ihm und flüsterte ihm begütigende Worte zu. Da nahm Jürgen das Wort. „Mr. Salinas, wir können nicht mehr von einander lassen! Geben Sie mir Ihre Tochter! Ich bringe Ihnen keinen andern Namen zu, keinen Titel, aber mein ganzes Herz. Stoßen Sie mich nicht von sich.“

„Das ist eine Verheißung,“ murmelte der Amerikaner grimmig. „Werd' ich denn zum Kinderpott? Sie können doch nicht im Ernst verlangen, daß ich eine Heirat meiner Tochter mit Ihnen gutheißen soll.“

Dem Professor war bei dieser Antwort das Roth in die Stirn gestiegen. „Herr!“ rief er, „was haben Sie gegen meinen Sohn einzuwenden? Gott sollten Sie auf den Knien danken für einen Schwiegersohn wie ihn. Männer können Sie taufen für Ihre Töchter, aber Liebe nicht! Was giebt Ihnen denn ein Recht, so stolz zu sein? Ihre Millionen? Was gehen uns Ihre Millionen an! Wir brauchen sie nicht. Wir sind Männer der Wissenschaft, die das Progenium verachten!“

„Vater!“ bat Jürgen ängstlich; aber der Professor war einmal im Zuge, und nichts hätte ihn jetzt verhindern können, seiner Entrüstung Ausdruck zu geben. Er nahm den Hut ab, fuhr sich durch das Haar, daß es noch wirrer sich blöhte, und fuhr fort in seinem verlegten Vaterspott: „Wie, mein Sohn ist Ihnen nicht gut genug? Zur Ehre müssen Sie sich's schämen, wenn er Ihnen denselben Namen giebt, wie mir. Er hat einen Vater, dessen Namen Deutschland kennt, den die deutsche Wissenschaft mit Hochachtung nennt. Sie beleidigen mich, mein Herr!“

Dieser Ausdruck des Zornes bei dem sonst so ruhigen Manne wirkte wie ein Gewitter, und als sich nun Mary gar in des Professors Arme warf und ihn unter Thränen bat, ihrem Vater nicht zu zürnen, ging Salinas vom Angriff zur Vertheidigung über und erklärte, daß er eines Schwures wegen seine Glaubwürdigkeit nicht geben könne. Er habe seine Rechte an Sperber abgetreten und mische sich in die Angelegenheit nicht weiter ein.

Ein leiser Windhauch fuhr in diesem Augenblick durch die Krone der alten Sotomore, deren Laub sich geheimnißvoll rauschend bewegte. Der abergläubische Spanier blickte ängstlich auf. Gab ihm die Jungfrau ihren Unwillen zu erkennen — oder lobte sie ihn, daß er sich in das Unvermeidliche fügte?

„Maria segnet die Liebenden,“ sprach Harald zuversichtlich. Da ging ein Ausdruck der Befriedigung über Salinas' Züge. Denn in den Zweigen des heiligen Baumes flüsterte es noch immer, und die Stimme von oben schien Sperber's Worte zu bestätigen.

„Doch ich zu Ihnen in den Wagen steigen?“ fragte der Amerikaner, an den Professor herantretend. „Ihr Herr Sohn mag meinen Platz einnehmen. Damit schob er seinen Arm unter den des älteren Braun und ging mit ihm dem Ausgang des Gartens zu.“

Das war ein Stück „in optima forma“, und nun erst wagte das junge Paar an sein Glück zu glauben. Kurze Zeit darauf fuhren die beiden Wagen Heliopolis zu, von dessen einsiger Herrlichkeit nur noch ein einziger Obelisk Kunde giebt. Er stammt aus dem dritten Jahrhundert vor Christus, und als sein Erbauer ist Ufsetien, ein König der XII. Dynastie, angegeben. Die einstige Sonnenstadt, deren zahllose Obeliskten, die vertheilerten Symbole der Sonnenkraft, mit ihren goldenen Spitzen weithin leuchtend den Ruhm Egyptens ausmachten, deren Tempel und Heiligthümer Wälderstätten für das ganze Land bildeten, sie ist vom Erdboden verschwunden wie Memphis und so viele ihrer Schwestersstädte.

Zu melancholischen Betrachtungen hatte Harald indes heute keine Zeit. Das Glück selbst fuhr ja mit ihm, und in seinem eigenen Herzen brannte eine so helle Flamme der Liebe, daß sein Blick nur in die Zukunft gerichtet war und nicht in der Vergangenheit weilen mochte. Was kümmerte ihn die jetzt! Vor ihm lag ja das blühende Leben, in dem es sich zu betheiligen galt, so lange es noch Tag war. Und wie das Erbhabende und das Triviale oft nach beinander liegen, so drängte sich ihm plötzlich fast unbewußt ein Operettentitel auf die Lippen:

„Vorwärts mit frischem Muth, Lieb' ist mein Banner!“

„Gott sei Dank, daß Sie noch hier sind.“

die Liebenden. Harald wandte sich lächelnd an die Mutter und zog sie in eine Unterhaltung. Am liebsten hätte er das junge Paar ganz von seiner Gegenwart befreit.

Täglich sprach Harald fortan im Diakonissenhause vor, fragte nach dem Ergehen des Kranken, brachte Blumen für Erna und mußte sich bescheiden, wenn er mit kurzem Dank, einer Antwort durch Andere abgefertigt wurde. Einmal erblühte er der Geliebten verhärtet Gesicht am Ende der Treppe, an deren Fuß er stand; aber gleich entschwand sie ihm wieder, als fürchte sie seine Nähe. Es war eine Zeit des Wartens, die seine Geduld auf eine harte Probe stellte. Aber er schätzte Erna nur um so mehr darum. Daß sie in diesen Lebensjahren ihres Bruders nicht an ihr eigenes Glück zu denken wagte, verstand er vollkommen.

Wenn er auch, mit seinem eigenen Gesicht beschäftigt, nicht mehr den vollen Genuß von dem hatte, was die Außenwelt ihm bot, so trieb ihn doch schon seine Unruhe umher, und er machte tägliche Ausflüge mit dem Professor, der ihn Kairo und dessen Umgebung auf das Genaueste kennen lehrte. Gemeinsam besuchten sie beide Sakkara mit der Stufenpyramide und dem prächtigen Grabe des Ti, dessen schöne Porträtkatze sie aus dem Obeliskmuseum kannten. Sie bewunderten den Koloss der Ramsesstatue von Granit, der einst vor dem Pfortentempel des alten Memphis gestanden und nun, gekürzt, noch eine Sebenswürdigkeit bildete, und stiegen in die Apasarkite, die zu beiden Seiten eines Ganges gelegenen unterirdischen Todtenkammern der heiligen Siere. Fast alle die Kienfarbtopfphage von schwarzem Granit befanden sich noch an ihrem Platz, freilich ihres Inhalts beraubt. Auf die Höhen des Motatam ritten sie zum versteinerten Wald und der Nofesoelle, und erkauften sich an den erhabenen Wäldern, die sich von hier oben den Blick boten. Ein anderer Tag ward den Nofesoellengräbern gewidmet, die am Fuß der auf dem Motatam erbauten Feste liegen und mit ihren Kuppeln und Minaretten einen phantastischen Eindruck machen. Die Vormittage gehörten dem Museum oder einer der Nofesoellen, von denen die des Ibn Tulu, des Sultans Hassan und die Akabir-Moschee mit der herrlichen Aussicht Harald immer wieder anlockten.

Und dann kam ein Tag, an dem sich die beiden „Väter“, wie sie sich nannten, in Gala auf das deutsche Konsulat begaben, um der Trauung Mary's und Jürgen Braun's beizuwohnen. Zwar blieb Herr Salinas derselben fern, aber die Ueberzeugung, daß er nur seinem Schwur zu Liebe handle, tröstete das junge Paar über seine Abwesenheit. Dieses selbst war in erster, feierlicher Stimmung; man sah es trotz aller Glückseligkeit den beiden Liebenden an, daß sie ihre Vereinigung als eine Gnade Gottes betrachteten, deren sich würdig zu erweisen sie gelobten.

Wenige Stunden nach der Trauung wollten die Neuwahlten nach Alexandria abreisen, um sich von dort nach Deutschland einzuschiffen. Frau Salinas mit sämtlichen Kindern und die beiden „Väter“ hatten sich auf dem Bahnhof eingefunden, um Abschied zu nehmen, und daß dabei reichliche Thränen flossen, war bei der weiten Entfernung, die sich zwischen Mary und ihre Familie legen sollte, nicht zu verwundern. Da erschien plötzlich Mr. Salinas auf dem Bahnhof. Mary warf sich in unbeschränklicher Freude an seine Brust, bot um seine Verzeihung und seinen Segen, und Mr. Salinas verlag im Augenblick der Trennung seinen Groll und vertheilte sich mit dem Loose seiner Tochter, das er nicht mehr ändern konnte. Als jetzt indes der junge Ehemann auch um ein väterliches Wort der Liebe bat, zog der Amerikaner statt aller Antworten ein Couvert aus der Tasche, das er ihm einhändigte.

Weder Mary noch Braun hatten über die Mißthat nur ein Wort verloren. Sie waren übereinat, daß Salinas sie durch die Entziehung derselben zu strafen beabsichtigte. So nahm denn Jürgen das Couvert mit fragendem Blick in Empfang, der seinen Schwiegervater zu der Bemerkung veranlaßte: „Wenn Sie auch kein Freier sind, Mr. Braun, so können Sie doch mit dem Gelde da einen spielen.“

Jürgen stieg das Roth heiß in's Gesicht, und er war eben im Begriff, das Geschenk, das ihm der Vater seiner Frau in so wenig annehmender Form reichte, zurückzuweisen, als ihn ein Schußengel in Gestalt des Doktor Fischer daran verbinde, der erkönt und eilig neben ihm trat.

„Gott sei Dank, daß Sie noch hier sind.“

rief Fischer gemüthlich. „Auffallend viele Ersparnisse bei meinem Juristen-Gehalt, nicht wahr?“ Und als Alles lachte, streckte er gutmüthig dem Amerikaner die Hand entgegen. „Nichts für unaut, Mr. Salinas. Mit solch einem deutschen Geseßesmann ist schlecht Rischen zu essen. Sie haben's ja! Und übrigens müssen Sie mir sehr dankbar sein, denn ich sichere Ihnen ein gutes Andenken bei Ihren Kindern, an dem es doch vielleicht ohne das Papier da fehlen würde.“

„Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen,“ entgegnete der Yankee mit süßhafter Miene.

Braun hatte mit Mary einen Blick getauscht. Nun nahm er das Dokument und reichte es Salinas.

„Freiwillig, geben wir Ihnen Ihr Verprechen zurück,“ sagte er ruhig. „Ich hoffe im Stande zu sein, meine Frau selbst zu ernähren. Wenn Sie sich erst überzeugt haben werden, daß ich Ihre Tochter glücklich mache, dann mögen Sie aus freier Liebe handeln. Bis dahin danken wir für Alles.“

„Unfinn, Unfinn,“ murzte Salinas, „glauben Sie, daß ich mit meinem Wort spiele? Behalten Sie Ihre Anweisung. Und nun good bye!“

Noch eine Umarmung von Mutter und Tochter, und das junge Paar stieg in das Abtheil, dessen Thür geschlossen ward. Ein Dutzend Hände streckten sich zum Fenster empor — dann Lächeln und Hütchenwinken, und der Zug entfuhr die Glichschienen.

Wenige Tage später nahmen auch Fischer und seine Gattin Abschied, die nach Sicilien zu besuchen gedachten.

„Bival sequens!“ hatte Fischer bei Mary's Trauung Harald mit lüthigem Augenwinkern zugesüßert. Er war natürlich längst dahinter gekommen, daß ein Maquet besonderer Art diesen in Kairo zurückhalte.

„Goldbedieberter Horus,“ Sie müssen aus das feierliche Versprechen ablegen, daß Sie mit — noch Jemand den Rückweg über Dresden nehmen wollen,“ rief er, als Harald ihm Lebewohl sagte. „Sie werden sehen, daß es auch bei uns nicht über ist, nicht wahr, Mäuschen?“

Harald und Braun wunderten zusammen zum Stadt zurück. „Wie freue ich mich, daß Sie noch bleiben,“ bemerkte der Erste. „Darf ich nach Ihren Plänen fragen?“

„Ich habe noch einige wichtige Inschriften zu entziffern und werde mich jetzt endlich an die Arbeit machen,“ entgegnete Braun. „Ende März gehe ich nach Griechenland und drei Wochen später begeben mich meine Vorlesungen. Wie herrlich, daß mir diese Frist noch geöhnt ist!“

Am Bord des Dampfers, der im Begriffe war, den Hafen von Alexandria zu verlassen, stand Harald von Sperber, seine junge Frau am Arm, und blickte sinnend hinüber nach dem Ufer, das vom Glanz der Abendsonne vergoldet, vor ihm lag. Dann schaute er Erna an, in deren Augen eine Thräne blinkte.

Er drückte ihren Arm fester an sich und bat leise: „Weine nicht! Oder, wenn Du weinst, so laß es Freudenthränen sein! Mein Herz ist so übervoll von Glückseligkeit, daß auch Du nicht traurig sein darfst!“

Sie sah zärtlich zu ihm auf. „Verzeih mir Geliebter,“ flüsterte sie. „Ich gedachte des einsamen Grabes, das ich zurücklasse. Sonne ihm die Thräne. Ich nicht um ihm unser Glück erlösch! Hab' ich nicht an ihm Dich ganz kennen gelernt und gesehen, daß mein Herz richtig gewählt hatte?“

„Du besterest der Beweise,“ meinte er ein wenig unzufrieden, „während ich vom ersten Blick an wußte, daß Du meine Heilige wärest, die ich anbeten müßte. Aber freilich, Du hattest ja Recht! Ein Anderer, als der ich damals war, ein Besserer steht heute neben Dir. Ich habe gelernt in der Schule des Reisens!“

„War das möglich?“ fragte sie lieblich lächelnd. „Wußtest Du nicht schon Alles?“

Er lachte heiter. „Ein armer Thor war ich, Deiner ganz unwürdig. Mein Schiff war mit lauter Ballast befrachtet. Ich hab' ihn hinausgeworfen, Erna, glaub' mir, und werthvolle Schätze eingeladen. Nicht nur Dich, — mich selbst hab' ich gefunden! Nun laß' uns weiter vorwärts gehen, frohen Muthes! Neben Dir gibt es für mich kein Hinab mehr, nur ein Hinan!“

„Wie Du mich überschäzest!“ sagte sie. Und an einander geklemmt standen sie Beide, zu der Küste Africas hinüber blickend, die ferner und ferner entschwand und endlich sich im Nebel der Ferne verlor.

tiquarium des Berliner Museums drei gut erhaltene römische Glaslinsen, die an Durchmesser den Objektiv unserer großen astronomischen Fernrohre nicht viel nachstehen. Es sind plankonvexe Linsen, sie haben also eine ebene und eine lüthig geformte Seite. Sie wurden, wie ihre etwas schleierige Beschaffenheit beweist, jedenfalls nicht gedreht, sondern gegossen, um dann erst mit Sand und mit immer feineren Schleifmitteln polirt zu werden. Wie diese Polirtur vorgenommen wurde, ist schwer zu sagen. Daß die Römer bereits eiserne Schleifschalen besaßen, kann schwerlich angenommen werden. Wahrscheinlich wurde also der Grobschliff und dann die Feinpolirtur vorgenommen, ist schwer zu sagen. Daß die Römer bereits eiserne Schleifschalen besaßen, kann schwerlich angenommen werden. Wahrscheinlich wurde also der Grobschliff und dann die Feinpolirtur vorgenommen, ist schwer zu sagen.

Ob nun wohl die Römer diese Linsen zu Zwecken der Vergrößerung verwendet haben? Schwierig. Die fast quadratische Form der Linsen weist zu deutlich auf ihre Bestimmung zur Fensterlinse hin. Ganz sicher aber ist die Linsenvirkung bekannt gewesen. Jede vor dem Fenster schwebende Weinrebe, jedes freundlich herinnende Gesicht eines guten Bekannten muß die vergrößernde Wirkung der lüthigen Glaslinse veranschaulicht haben. Der Ueberlieferung nach soll sogar Kaiser Nero durch einen geschliffenen Smaragd die Ulfen der Zirkuskämpfe beobachtet haben. Leider verläutet nichts über die Form des Schiffs dieser seltsamen Brille, sonst konnte man heute noch feststellen, ob Nero kurzfristig oder weitläufig war. Da indes die alten Römer die Concavlinse kaum gekannt haben dürften, andererseits aber weitläufige Leute der Concavlinse nur für die Nähe bedürfen, so ist wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der berühmte Claudier seinen Smaragd gar nicht als Brille gebraucht hat. Er wird ihn ein Stück vor die Augen gehalten haben, um sich des ihm erscheinenden, allerdings umgekehrten, zierlichen Miniaturbildes zu erfreuen.

**Die Blaustrümpfe.**

Die Blaustrümpfe haben bekanntlich ihre Heimath in England; doch gehen die Ansichten darüber auseinander, ob das Kleidungsstück, von dem die gelehrten Frauen ihren Spinnnamen tragen, ursprünglich einen weiblichen oder einen männlichen Fuß bedeckte. Bowsell, der Biograph Johnsons, Ernt darüber die folgende Lesart: „Um diese Zeit (1781) pflegten mehrere Londoner Damen Abendgesellschaften um sich zu versammeln, wo das schöne Geschlecht an der Unterhaltung geistreicher Männer theilnehmen konnte. Eines der trefflichsten Mitglieder dieser Gesellschaften bei ihrem ersten Auftreten war ein Herr Stillingfleet, dessen Kleidung außerordentlich würdig war, und der sich insbesondere durch blaue Strümpfe auszeichnete. Die Vortrefflichkeit seiner Unterhaltung war so groß, daß seine Abwesenheit als ein großer Verlust empfunden wurde und man pflegte zu sagen: „Düme die blauen Strümpfe können wir nicht thun.“ So bürgerte sich die Bezeichnung Blaustrumpf-Club für jenen Kreis ein.“

Trotz der Autorität Bowsells ist es jedoch wahrheitsföhrlich, daß Damenstrümpfe den Anlaß zur Entstehung des Namens gegeben haben, und zwar in der Gesellschaft, die sich zwischen 1770 und 1780 allwöchentlich im Salon der berühmten Mrs. Elizabeth Montagu, der „Königin der Blaustrümpfe“, zu versammeln pflegte. Nach Aufzeichnungen der Tochter dieser Dame, der Lady Crews, aus dem Jahre 1781, erschien nämlich einmal ein berühmter Gast, Frau v. Polignac aus Paris, bei einer dieser Abendgesellschaften in blauefärbenden Strümpfen, damals neueste Pariser Mode, und ihrem Beispiel folgend, nahmen alle weiblichen Mitglieder des Clubs der Mrs. Montagu diese Tracht an. Ein französischer Cavalier, der als Gast diese Abendgesellschaften besuchte, bemerkte in einer Correspondenz ausdrücklich, daß die Damen „blaue Strümpfe als Erkennungszeichen“ trugen.

**Sardinen und Heuschrecken.**

Die Sardine ist nicht nur ein Gericht für Feinschmecker, sondern auch selbst eine Feinschmeckerin. Mit Regenwürmern und Fleisch- und Fischabfällen lüthet man in ihr vergebens todbringenden Appetit zu erwecken, die Fischer der Bretagne müssen weither, aus den skandinavischen Ländern, ihren Köder besorgen, einen auf besondere Art zubereiteten Fischrogen. Die hohen Preise dieses Rogens haben zum Theil den Nothstand verschuldet, der im vergangenen Jahre die ärmlische Fischerbevölkerung heimgesucht hat. Das Journal des Debat's erinnert nun daran, daß im Jahre 1872, als ein gemüthliches Heuschreckenheer die Umgebung Konstantin's lahl traf, einige Offiziere eine Anzahl von Tonnen mit Heuschrecken füllten und sie nach der Bretagne schickten: die Sardinen hätten eine große Schwäche für die neue, weniger todtbringende Delikatesse gezeigt. Wenn wiederholte Veruche das bestätigen sollten, so bräuchten die Fischer nicht mehr einen Haupttheil ihres täglichen Verdienstes in Rogen anzulegen, für die Verzehrer würde es in sanfterm Del gebaute Fischlein billiger und die gefähigen Heuschrecken erste die gebührende Rache.